

Andreas Käuser: Physiognomik und Roman im 18. Jahrhundert.-
Frankfurt/M., Bern, New York, Paris: Peter Lang 1989
(Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 24), 397
S., sFr 80,-

Der Autor bestimmt die Physiognomik als epochalen Problemgehalt des 18. Jahrhunderts und hebt sie betont ab von anderen Hauptströmungen der Zeit, etwa der im Aufkeimen begriffenen Psychologie. Einen Hauptakzent legt er auf das 'physiognomische Paradox': daß die strikte Antinomie von Körper und Seele nicht zur begrifflichen Einheit zu führen sei (vgl. z.B. S.154). Seine Thesen diskutiert er anhand klassischer physiognomischer Texte wie den Werken Lavaters und deren Kritik durch Lichtenberg, aber auch an den weniger bekannten *Ideen zu einer Mimik* von J.J. Engel. Dabei dürfte es fraglich sein, ob sich Käusers Versuch durchsetzen wird, die gängige Lavater-Lichtenberg-Wertung der Forschung gegen den Strich zu bürsten. Was Lavater Käusers Apologie zufolge unternimmt, ist nicht Deutung und Auslegung von Gesichtern, sondern die Übersetzung von Ausdrucksformen physiognomischer Provenienz in solche gestisch-deiktischer Sprache.

Käuser konstatiert einen für das 'physiognomische Phänomen' typischen Diskurswandel von der Quasi-Theorie (etwa bei Lavater und Engel) zur Prosa. Diese Auswirkung der Physiognomik auf die Literatur sieht er in Diderots *Neveu de Rameau* manifestiert, dessen Protagonist ihm als exemplarische Gestalt des

paradoxen Syndroms moderner Individualität erscheint. Auch an Schillers *Geisterseher*-Fragment und (am ausführlichsten zum Ende der Arbeit) an den Romanen von Jean Paul macht Käuser einen solchen Diskurswandel aus. Jean Pauls Texte sieht er als Zwitterform zwischen Philosophie und Prosa; in dessen großen Romanen bestimmt er das physiognomische Phänomen als Kristallisationspunkt. Darüber hinaus betont er die Nähe Jean Pauls zur Anthropologie und vertritt die Auffassung, "daß Romane bei Jean Paul als Diskurs des Wissens angesehen werden müssen" (S.312). So glaubt er bei diesem eine "physiognomische Hermeneutik des Romans" (S.311) konstatieren zu können.

Besonders auffällig ist Käusers vehemente Forschungsschelte. Des öfteren ist 'die Germanistik' (vgl. S.177, 183, 184 etc.) das Ziel seiner Angriffe - oder 'die Geisteswissenschaft' (vgl. S.356, Fußn. 160). Auch die jüngere Jean Paul-Forschung wird in Bausch und Bogen verdammt (vgl. Fußn. 302) und gleich dreier zentraler Irrtümer bezichtigt: nämlich Allegorie, Innerlichkeit und Satire für wesentliche Merkmale Jean Paulschen Schreibens zu halten. Dem stellt Käuser einzig Kommerells 1933 erschienenes Jean Paul-Buch positiv gegenüber. Im einzelnen werden die Arbeiten von Fürnkäs, Schings, Götz Müller, insbesondere Proß, der psychoanalytische Interpretationsansatz von Hanns Sachs sowie die Wortführer des neuesten Körperkults Hart-Nibbrig, Kamper und Mattenklott mehr oder weniger forsch verrissen. Wer so scharf kritisiert, sollte sich seiner Sache sehr sicher sein. Käusers Breitseiten und Invektiven, die allzuoft eher platt als polemisch daherkommen, mangelt es aber an der berechtigten Grundlage: einer hervorragenden eigenen Arbeit. Vielmehr verärgert er den Leser mit überlangen Schachtelsätzen, vollgepfropft mit überkandidelten Formulierungen für einfachste Sachverhalte. Ein Beispiel von vielen: "Ihr Fazit ist das Verhältnis autarker Heteronomie, mit der sich authentischer, also physiognomischer Ausdruck von Identität autark setzt gegenüber vernünftiger und willentlicher Identität der Person, um doch gleichzeitig zu diesem autark-unwillkürlichen Körperausdruck nur dadurch zu gelangen, daß und insofern dieser heteronom subordiniert und penetriert ist von willentlich-kalkulierter Verständigkeit" (S.128). Mit diesem unanschaulich-klappernden Dissertationsstil und seinem hypertrophen Fremdwortgebrauch versöhnen sich auch nicht die Stellen der Arbeit, die Einsichten klar formulieren und Durchblicke dadurch eröffnen, daß eine ungewohnte Perspektive eingenommen wird. Viele der in den Text eingearbeiteten Zitate, etwa Humboldts oder Lichtenbergs, leuchten in positivem Kontrast aus diesem hervor: In ihrer klaren Diktion, die sich nicht scheut, bildhaft und mit Witz Gegenstände auf den Punkt zu bringen, wirken sie wie Fremdkörper in Käusers Arbeit. Manche Zitate scheinen sich gar gegen ihren Kontext zu wenden, etwa Lichtenbergs Diagnose: "Die Gabe, das Kapital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern und eigne Empfindungen mit dem verständlichsten individualisierenden Ausdruck zu Buch zu bringen und dadurch

auch noch Männer zu unterhalten, die jenes System nicht kennen, und mehr als transzendente Setzer-Künste von einem Schriftsteller verlangen, scheint von Tag zu Tag mehr zu erlöschen" (S.177).

Zur besseren Orientierung des Lesers wäre es hilfreich gewesen, wenn die im Inhaltsverzeichnis vorhandene Binnengliederung der Kapitel auch in den fortlaufenden Text eingearbeitet worden wäre, etwa in Form von Kolumnentiteln. Auch wenn das Druckbild nicht in allen Punkten besticht: Positiv hervorzuheben ist der in solchen Veröffentlichungen nicht selbstverständliche Umstand, daß nur wenige, und dann in der Regel keine sinnentstellenden Druckfehler vorhanden sind - mit einer Ausnahme: der Mendelssohn-Reprint ist nicht 1868 sondern 1968 erschienen (vgl. S.343, Fußn. 104).

Helmut Kaffenberger (Marburg)